



Gunilla Budde

Feldpost für Elsbeth

Eine Familie
im Ersten Weltkrieg

Gunilla Budde
Feldpost für Elsbeth

Gunilla Budde
Feldpost für Elsbeth

*Eine Familie
im Ersten Weltkrieg*



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2019
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Marion Wiebel, Wallstein Verlag
Die Umschlagabbildungen und die Abbildungen im Innenteil
stammen aus dem Privatbesitz der Familie Budde.

ISBN (Print) 978-3-8353-3526-4
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4385-6

Inhalt

Prolog

7

Die Familie und ihre Briefe

21

Elsbeths Ältester: Ernst

29

Elsbeths Zweiter: Gerhard

237

Ausblick

563

Nachwort

571

Quellen und Literatur

573

Für meinen Vater
in memoriam Cord Gerhard Budde
1929-2018

Prolog

Im heißen Sommer 1914 findet die Welt keinen Schlaf. Während die europäischen Machthaber »schlafwandlerisch« in einen totalen Krieg getaumelt waren,¹ sind die Fenster der Wohnhäuser in Stadt und Land bis tief nachts hell erleuchtet. Auch in der Weißenburger Straße in Berlin bei der Familie Kollwitz brennt noch lange Licht. Sohn Peter war vorzeitig aus seinem Norwegenurlaub zurückgekehrt. Am Abendbrottisch überschlägt sich seine Stimme. Natürlich habe es nach der Kriegsnachricht kein Halten mehr gegeben. Natürlich wolle man in dieser entscheidenden Stunde dabei sein und natürlich müsse man selbst sofort »hinaus«. Vater Karl, ein angesehener Arzt und überzeugter Sozialdemokrat, hört zu und ringt um Fassung. Die Mutter, bereits eine bekannte Künstlerin, hört zu und ringt um Verständnis. »Ich bitte den Karl für den Peter«, trägt sie am 10. August 1914 in ihr Tagebuch ein.² Spät in der Nacht, nach hitzigen Debatten, lenkt ihr Mann ein. Am kommenden Morgen, schweren Herzens, unterschreibt er dem noch unmündigen Sohn das Gesuch für die freiwillige Meldung. Mutter Käthe zeigt sich hin- und hergerissen. »Verzweifetes Aufwachen am Morgen, Gefühl der Unmöglichkeit der Hingabe Peters. [...] Sie werden in einem solchen Tollwerden doch nicht mittun und sofort wie ein kalter Strahl: Sie *müssen*, *müssen*«.³ Der brennende Enthusiasmus des Sohnes beeindruckt und berührt sie. Und schnelle, erste Kriegserfolge bestärken das Gefühl des allgemeinen Aufbruchs. Im Duktus des Zeitgeistes schreibt Käthe Kollwitz wenige Tage später: »Es ist ein

1 So die These von Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, 5. Aufl., München 2013.

2 Jutta Bohnke-Kollwitz (Hg.): Käthe Kollwitz. Die Tagebücher, Berlin 1989, S. 152.

3 Ebd [Hervorhebung im Original].

Waffenstillstand eingetreten im Gefühl.«⁴ Das Ja zum Krieg obsiegt. Am 10. Oktober 1914 liest man in ihrem Tagebuch:

»Antwerpen ist gefallen, der Himmel ist zum ersten Mal wieder blau. [...] Zum ersten Mal in unserem Leben hängen wir Sozialdemokraten, die wir bewußt sind und bleiben, [...] die schwarz-weiß-rote Fahne heraus. Aus der Jungen Stube. Das gilt unserem Peter und Antwerpen, vor allem, vor allem aber unserm Sohn.«⁵

Im heißen Sommer 1914 haben die Söhne das Sagen. Herford, Bielefelder Straße 2, August 1914. Ebenfalls ein Arzthaushalt, ebenfalls der Aufbruch eines Sohnes. Am schweren Eichentisch im Esszimmer sitzen die Eltern Karl und Elsbeth, Martha, die Schwester des Vaters, Sohn Ernst und sein drei Jahre jüngerer Bruder Gerhard.

Voller Neid lauscht der auf die begeisterten Worte des großen Bruders. Bedeutendes liegt in der Luft. Tante Martha ist eigens aus Detmold angereist, um ihren Neffen zu verabschieden. Zwei Tage zuvor hatte sie noch an Elsbeth geschrieben »Leider, leider scheint es nun doch ernst zu werden.«⁶ »Kriegs-

4 Ebd., S. 157, Tagebucheintrag vom 27. August 1914.

5 Ebd., S. 169.

6 Karte von Martha Gregorius vom 31.7.1914. Diese Tante stand den beiden Brüdern Ernst und Gerhard sehr nahe. 1871 geboren, war sie die Jüngste der Familie Budde, ihre Schwester Meta, 1868 geboren, starb mit zwei Jahren. Martha heiratete 1896 den Arzt Otto Steckhan, der bereits drei Jahre später verstarb. Daraufhin zog Martha mit ihrer kleinen Tochter Käte für einige Jahre zurück zu ihren Eltern nach Herford. Damit hatten Ernst und Gerhard mit dem »Cousinchen Käte« eine Fast-Schwester und Trost dafür, dass die kleine Schwester, die alljährlich auf dem Weihnachtswunschzettel stand, ausblieb. 1906 heiratete Martha ihren Jugendfreund Adolf Gregorius und zog mit ihm nach Detmold, wo er als Oberstudiendirektor tätig war. Aus dieser Verbindung ging noch eine kleine Tochter, »Marthchen« hervor, die 1908 geboren wurde. Sowohl die Briefe von Tante Martha als auch die von Cousine Käte sind hier ebenfalls abgedruckt. Sie zeigen, dass beide Budde-Jungen zu dieser Tante und ihrer Tochter einen sehr guten Draht hatten. Sie hatte während einer schweren Erkrankung von Elsbeth den kleinen Jungen für Monate die Mutterstelle ersetzt, war häufig Gast im Haus in der Bielefelder Straße und ebenso oft fuhr man zur Verwandtschaft nach Det-

begeistert, strahlend und hoffnungsfroh« dagegen, so erinnert sie sich, sei Ernst gewesen. »Ich komme bestimmt wieder!«, beteuert er immer wieder.⁷

Erst vor wenigen Tagen hatte er seinen 20. Geburtstag gefeiert. Nun wird er in wenigen Stunden mit dem Zug zur Ausbildung ins 200 Kilometer entfernte Lüneburg aufbrechen. Ernsthaft und eindringlich mahnen die Eltern, stolz und erhaben lächelnd nickt ihr Ältester dazu, immer wieder triumphierend seinem Bruder Gerhard zuzwinkernd. Nach dem Abendessen besucht Ernst mit Mutter und Tante den Gottesdienst. »Beim Abendmahl stand er zwischen uns«, umschreibt die Tante die feierliche Dreisamkeit.⁸

Anders als Peter Kollwitz musste Ernst Budde wohl nicht lange darum kämpfen, in den Krieg ziehen zu dürfen. Schließlich ist man von Haus aus kaisertreu. Zwar ist die Angst um den Stammhalter grenzenlos, doch zugleich gepaart mit unsagbarem Stolz. Grundsätzliche Skrupel gegenüber der Vorstellung, Krieg sei *ein* Mittel der Politik, die nicht nur die Sozialdemokratin Kollwitz umtreiben,⁹ kennt man hier nicht. Im Gegenteil: Es ist eine Frage der Ehre, dabei zu sein. Auch Ernst stellt sich wie Millionen junger Männer seiner Generation den »Krieg als ein großes Duell vor, das nach klaren, Respekt wahrenden Regeln« verläuft und in dem »die Ehre der beteiligten Nationen auf dem Spiel« steht. Dafür selbst bereitwillig sein Leben einzusetzen, bedurfte keines Nachdenkens, »patriotischer Opfermut besaß im Kaiserreich einen hohen Kurswert«.¹⁰ So sahen es auch die Verwandten und Freunde der Familie. Zwar wird man über das Pathos, mit dem der ehemalige Kut-

mold. Marthas Tochter Käte, das »Cousinchen«, findet sich auf vielen Familienfotos.

7 Karl Budde: Sein Leben erzählt von seiner Schwester Martha, Detmold 1936, unpaginiert. (Privatarchiv Budde Herford und Oldenburg).

8 Ebd.

9 Zur keineswegs grundsätzlichen Ablehnung der Sozialdemokratie siehe Oliver Janz: Der große Krieg, Frankfurt a. M./New York 2003, S. 195 f.

10 Ute Frevert: Ehre, Scham und die Wollust des Opfern, in: Dagmar Neuland-Kitzerow und Jane Redlin (Hg.): Der gefühlte Krieg. Emotionen im Ersten Weltkrieg, Berlin 2014, S. 13-26, S. 18.



Abb. 1: Elternhaus in Herford, Postkarte 1916



*Abb. 2: Gemälde von Ernst
(Maler unbekannt)*



Abb.3: Ernst als 20-Jähriger in Zivil



*Abb. 4.: Familie Budde auf der Treppe
zum Garten, am Abend vor Ernsts
Abfahrt zur Ausbildung nach Lüneburg*

scher der Familie um Worte ringt, schmunzelnd den Kopf geschüttelt haben. Doch die großen Erwartungen, die aus dem Brief von Karl Stieghorst vom 9. September 1914 herausklingen, sind das Echo der Stimmung der Zeit.

Lage, den 9. September 1914

Lieber und geehrter Ernst!

Ganz unerwartet erhielt ich heute Deinen lieben Brief. Was mir beim Lesen alles durch die Seele ging, kann ich hier in Worten nicht wiedergeben. Vor allem, wie auch Du schriebst: Die Winterabende, da ich Dir Kriegsgeschichten erzählen durfte und nun, nun auf einmal ein Mann, ein ganzer Mann, vor dem man den größten Respekt haben muß, den man überhaupt, den man überhaupt einem Sterbenden schuldig sein kann. Der nun freiwillig sein Leben aufs Spiel setzt für das Vaterland und auch für seine Nächsten, dem kann man nicht genug mit Respekt und Achtung danken. Gott segne Euch, Ihr jungen Streiter! Ich sehe Dich schon im Geiste auf schnaubendem Roß über die Felder streifen und gewiß braucht sich nur eine Gelegenheit bieten und Deine Brust schmückt das Eiserne Kreuz. Gott sei mit Dir! Gott segne unser starkes Ringen und laß das Werk uns wohl gelingen! Und nun, lieber Ernst, ziehe hin mit Gottes Schutz, auch will ich gerne um seinen Beistand flehen. Und schaust Du einmal in dunkler Nacht gen Himmel, so denke, daß auch ich zum Himmel schaue und für einen jungen Dragoner im Felde bete. Ziehe hin in das Feld des Ruhmes und tue mit an dem Werk, das Deutschland zur Weltmacht erheben wird. Denn im Schutte ihrer Hütten müssen sie es büßen, was sie frevelnd in die Welt gebracht, denn nicht sie, nur Gott bestimmt das Kampfesende und heischt für ihre Blutschuld auch ihr Blut.

Die Rache wird den Erdball umgestalten!

Zu großem Dank würdest Du mich verpflichten, wenn ich nach Tagen von Dir erfahren dürfte, wo Du weilst.

Mit gebührender Hochachtung

Dein Karl Stieghorst

Was hier so atemlos und leidenschaftlich beschworen wird, schöpft aus dem Repertoire zeitgenössischer Parolen: Mannhaftigkeit, Tapferkeit, Vaterland, Feld des Ruhmes, Weltmacht Deutschland und gar die Umgestaltung des Erdballes sind Losungen, die sich in Kaiserreden, Zeitungsartikeln, Propagandaplakaten, Schulaufsätzen und zeitgenössischen Gedichten immer und immer wiederholen. »Zu lange war schon Frieden«, pointiert eine zynische Gedichtzeile Alfred Lichtensteins eine Ansicht, die viele im Sommer 1914 teilten.¹¹ Und auch Hermann Hesse wartet mit erstaunlich unverhohlenen kriegsverherrlichenden Tönen auf: »Alle sind dem Alltag jetzt entflohen. Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.«¹² Doch Familienfreund Stieghorst geht noch weiter. Einen jungen Soldaten, noch ehe er wirklich in den Krieg gezogen ist, als »Sterbenden« zu bezeichnen, wird in dieser Schonungslosigkeit kaum üblich gewesen sein. Man war zum letzten Opfer bereit, doch das war eine Selbstverständlichkeit, die lieber unausgesprochen blieb.

So drastisch-realistisch der alte Kämpfer, der den Budde-Brüdern gerne vom deutsch-französischen Krieg 1870/71 erzählt hatte, mögliche Kriegskonsequenzen prophezeite, so wenig nah kam seine romantisierende Vorstellung eines heldenhaften Schlachtengetümmels Mann gegen Mann der Realität des Stellungskriegs und der hochtechnisierten Materialschlachten des Ersten Weltkriegs. Doch auch die jungen Männer, die häufig mehr oder weniger direkt von der Schulbank ins Feld zogen, haben solche heroischen Bilder des wagemutigen Zweikampfes im Kopf. Und sie sind sich wohl bewusst, welch große Erwartungen man in sie setzt. Noch größer sind die Erwartungen, die sie selbst an sich stellen.

»Dem Alltag entfliehen«, wie Hesse schrieb, genau das wollten sie. Ihrem Leben einen höheren Sinn verleihen, für etwas brennen, für etwas kämpfen. Viele sehnen sich danach, aus der

11 Klaus Kanzog und Hartmut Vollmer (Hg.): Alfred Lichtenstein. Dichtungen, Zürich 1989, S. 113.

12 Hermann Hesse: Der Künstler an die Krieger, in: ders.: Die politischen Schriften. Eine Dokumentation, Frankfurt a.M. 2004, S. 19f., Zitat S. 20.

gleichzeitig schnöden wie fordernden Tretmühle eines Wilhelminischen Gymnasiums auszubrechen. Überhaupt mitzuwirken bei der Schaffung einer neuen, weniger gespaltenen, weniger zerrissenen, weniger schalen Gesellschaft, deren Niedergang in dem zeitgenössischen Boom kulturpessimistischer Betrachtungen immer wieder beschworen wird. Der Kriegsfreiwillige Carl Zuckmayer hat diese Gestimmtheit eindringlich beschrieben:

»Befreiung! Befreiung von bürgerlicher Enge und Kleinlichkeit, von Schulzwang und Büffelei, von den Zweifeln der Berufsentscheidung und von alledem, was wir [...] als Saturiertheit, Stickluft, Erstarrung unserer Welt empfunden, wogegen wir schon im ›Wandervogel‹ revoltiert hatten.«¹³

Wie so vielen Alternsgenossen ist Peter Kollwitz und Ernst Budde der schulische Drill zuwider, ihre Leistungen sind entsprechend. Peter Kollwitz durchstreift als passionierter Wandervogel mit Freunden den Grunewald, spielt Gitarre am Lagerfeuer und malt expressionistisch.

Auch Ernst malt. Skizzen und Aquarelle, vor allem idyllische Straßenszenen des westfälischen Rintelns, wo er, am Herforder Friedrichs-Gymnasium gescheitert, sein Abitur macht, ehe er eine landwirtschaftliche Lehre in Veltheim beginnt. Peter ermalt sich seine Zukunft, Ernst malt, um seiner jungen Vergangenheit Sinn zu verleihen. Denn dass Malerei als Beruf im bürgerlichen Lebensplan seiner Eltern keine Option ist, weiß er sehr wohl. Peter hingegen wird in seinen künstlerischen Ambitionen eher bestärkt, auch wenn seine Mutter aus ihren Zweifeln an seiner Begabung keinen Hehl macht.¹⁴ Wohin sie ihre Zukunft führt, wissen beide Jungen im Sommer 1914 nicht. Sie sind auf der Suche. Das quält sie. In dieser Stimmung erscheint ihnen der Kriegsausbruch als Befreiungsschlag. Sie lösen aus den Fittichen des Elternhauses, sich los-sagen von den nagenden Selbstzweifeln. Im Feld, ein in ihrer

13 Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir, Frankfurt a.M. 1994, S. 234.

14 Siehe u.a. Bohnke-Kollwitz, Käthe Kollwitz (Anm. 2), Neujahr 1912, S. 115 f.



Abb. 5: Bürgerfamilie Budde, um 1901



Abb. 6: Ernst mit Skizzenblick am Fenster, 1913

Fantasie heroisch verklärter Raum, hoffen sie sich und der Welt etwas beweisen zu können. Schier grenzenlos ist ihre jugendliche Hingabebereitschaft.

Mittlerweile wissen wir, dass das »Augusterlebnis«, die haltlose Begeisterung vor allem von jungen intelligenten Männern, sekundiert und verstärkt durch jubelnde Straßenaufmärsche, kein berauschendes Allgemeingefühl war. Nationale wie soziale Unterschiede spielten eine wesentliche Rolle, wie man den Kriegsausbruch aufnahm. Dass der Bauernsohn lieber das eigene Feld bestellte, als sein Leben auf dem »Feld der Ehre« zu lassen und die Arbeiterin keineswegs begeistert ihren Mann und Familienvater in den Krieg ziehen ließ, ist gut nachzuvollziehen.¹⁵ Auch die Massen auf den Straßen von Groß- und Universitätsstädten trieben nicht durchgängig auf der Welle der Mobilisierungseuphorie. Nervosität und Neugierde drängten ebenso zusammen¹⁶ wie der ansteckende Gruppendruck der Schul- und Studienfreunde, dem man sich schwer entziehen konnte. Doch den *spirit of war* des August 1914 gänzlich als Mythos abzutun, würde auch zu kurz greifen. Ein Teil der Gesellschaft, orchestriert von zahllosen Künstlern der Zeit,¹⁷ eben die Gruppe von jungen Männern aus bildungsbürger-

15 Siehe hierzu Benjamin Ziemann: Zum ländlichen Augusterlebnis 1914 in Deutschland, in: Bedrich Loewenstein (Hg.): Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 193–203; ders.: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern, Essen 1997.

16 Eher Aufregung als Begeisterung zeigt z.B. auch ein Foto vom frühen Abend des 1. August 1914 aus der Heimatstadt der Familie Budde. Zwar finden sich Massen auf den Straßen ein, doch von Jubel ist da nichts zu erkennen. Siehe Christoph Laue: Ein furchtbar Schrecknis Das Herforder Augusterlebnis – zwischen Trara und Tristesse, in: Kreisheimatverein Herford und Neue Westfälische (Hg.): HFMagazin 89, 12. Juni 2014, S. 2.

17 Siehe hierzu die eindrucksvollen Sammlungen der letzten Jahre: Peter Walther (Hg.): Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg. Mit zeitgenössischen Farbfotografien, Göttingen 2008; Jens Ebert: Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918, Göttingen 2014; Lisbeth Exner und Herbert Kapfer: Verborgene Chronik, hg. vom Deutschen Tagebucharchiv, Berlin 2017.

lichen, akademisch geprägten Kreisen, wollten diesen Krieg und drängten in diesen Krieg. Auch wenn die Zahl der zwei Millionen Kriegsfreiwilligen, über die die kaisertreue Presse jubelte, heillos übertrieben war: Rund 200.000 sind es immerhin gewesen.¹⁸ Und dies waren schließlich durchweg Männer, die noch nicht oder nicht mehr wehrpflichtig waren. Sei es aus Abenteuerlust, sei es aus Selbstfindungstrieb, sei es als Weg zu einer als überfällig empfundenen gesellschaftlichen Umwälzung: Die Spannweite der Motive war groß.¹⁹ Dies galt europaweit. Surreal wirken die Erinnerungen eines ehemaligen Schulfreundes von Peter Kollwitz. Auf der Rückfahrt von Norwegen stößt man auf gleichaltrige Engländer und Franzosen. Man grüßt sich freundlich und ist sich einig »Ja, wir wollen nach Hause, es soll ja Krieg sein.«²⁰ Künftige Feinde prosteten sich zu.

An die Stelle dieser gesamteuropäischen Anfangseuphorie der akademischen Jugend, wie sie aus Bildern, Briefen und Tagebüchern hervorscheint, sei sehr bald und endgültig Ernüchterung und Abscheu getreten. Der Schützengrabenalltag habe schnell jegliche Euphorie buchstäblich begraben. So lautet ein Befund der Forschung der letzten Jahre, die Erfahrungen und Empfindungen im Krieg auf den Grund zu gehen versuchte.²¹ In der Tat finden wir eine Flut von Ego-Dokumenten, die diese baldige Entzauberung bezeugen.²² »Mit welcher Freude, mit welcher Lust« sei er »hinausgezogen in den Kampf«, der ihm »als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und

18 Jeffrey T. Verhey: *Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000, S. 168.

19 Robert Wohl: *The Generation of 1914*, Cambridge (Mass.) 1979.

20 Ulrich Grober: »Das kurze Leben des Peter Kollwitz«, in: *ZEIT* 1996, 48.

21 Wolfgang Kruse: *Der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2009, S. 58 ff.

22 So auch in den Interviews mit hochbetagten Kriegsteilnehmern, die Wolf-Rüdiger Osburg Anfang der 1990er Jahre geführt und herausgebracht hat. Wolf-Rüdiger Osburg: *Hineingeworfen. Der Erste Weltkrieg in den Erinnerungen seiner Teilnehmer*, München 2009. Eine ähnliche Interpretation findet sich auch bei: Manfred Hettling und Michael Jeismann: *Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops »Kriegsbriefe gefallener Studenten«*, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz (Hg.): *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, S. 175-198.

Lebenslust sich austoben zu lassen«, schrieb der 23-jährige Student Alfred Buchalski am 28. Oktober 1914, um fortzufahren: »Mit welcher Enttäuschung sitze ich hier, das Grauen im Herzen.«²³ Aber es gibt auch Gegenstimmen, die keine endgültige Ernüchterung widerspiegeln, sondern eher Stimmungsschwankungen bekunden, Soldaten, die immer auch wieder mit »Lust« in den Kampf ziehen, sogar Glücksgefühle hegen. Ernst Budde gehört dazu, wenn er rund ein Jahr nach Ausbruch des Krieges schreibt: »Jetzt, auf dem Vormarsch, ist es wundervoll!«²⁴

Sich dem Ersten Weltkrieg auf dem Weg von Selbstzeugnissen anzunähern, hat noch keine allzu lange Tradition in der deutschsprachigen Historiografie. Zumeist ging es in der Forschung vor allem um Kriegsverlauf, Kriegsstrategien, um Kriegsverantwortung²⁵ sowie aus dem Krieg resultierende politische Folgen und soziale Veränderungen.²⁶ Erst seit den 1990er Jahren ist die subjektive Perspektive auf den Krieg, die individuelle Wahrnehmung der Soldaten, immer wieder eingefordert worden. Mittlerweile liegt mit zahlreichen Editionen und Internetportalen ein breites europäisches Quellen-Tableau vor.²⁷ Nicht zuletzt auch die historische Emotionsforschung der letzten zwei Dekaden hat diesen Blickwinkel der Soldatenbriefe, der zumindest ansatzweise uns Einblicke in ihre wechselnden »cascades of emotions« (Jerome Kagan) erlaubt,²⁸ noch einmal aufgewertet und mit neuen Akzenten versehen.²⁹

23 Aus: Philipp Witkop: *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, München 1928, S. 16.

24 Ernst Budde, Brief vom 22. 7. 1915.

25 Oliver Janz: *Der große Krieg*, Frankfurt a.M./New York 2013; Jörn Leonard: *Die Büchse der Pandora, Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014.

26 Noch immer einschlägig: Jürgen Kocka: *Klassengesellschaft im Krieg*, Göttingen 1978.

27 U.a. Oliver Janz (Hg.): <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/home.html> (letzter Zugriff: 15. 5. 2019).

28 Jerome Kagan: *What is Emotion? History, Measures and Meanings*, New Haven 2007.

29 Hierzu vor allem die Studien, die im Rahmen der von Ute Frevert am Berliner Max-Planck-Institut geleiteten Forschergruppe zur Geschich-

Gleichzeitig wird auch immer wieder auf die Fallstricke gerade dieses Quellengenres verwiesen. Namentlich die Briefe, die die Soldaten aus dem Krieg nach Hause schickten, so die Annahme, blenden den Schrecken bewusst aus, bieten verharmlosende Schilderungen des Erlebten, um der Familie die Sorge zu nehmen. Unzählige Landschaftsfotos und Impressionen fröhlichen Soldatenlebens helfen mit, die Vorstellung des Krieges als Abenteuerreise zu illustrieren. Auch das Wissen um eine mögliche Zensur hätte die Berichte verkürzt und verfälscht und Kritik, Zweifel und Verzweiflung am Krieg aus den Briefen herausgehalten. Schließlich habe auch manche der Soldaten, vor allem mit fortschreitendem Kriegsverlauf, das Entsetzen buchstäblich sprachlos gemacht.³⁰ Diese Warnungen, so berechtigt sie sind, stehen allerdings auch im Widerspruch zu dem Forschungsbefund, der sehr wohl aus eben diesen Feldpostbriefen eine frühe und bleibende Desillusionierung herausliest. Und sie lassen außer Acht, dass die häufig sehr jungen Männer bei aller Rücksicht auf die Eltern sich auch mit Heldentaten brüsten wollten, die vor dem Hintergrund größter Gefahr umso leuchtender erstrahlten.

Bei allen Vorbehalten gehören die Briefe von der Front letztlich zu den wenigen Quellen, die neben Tagebüchern oder künstlerischen Verarbeitungen zumindest eine Ahnung der Empfindungen und Gefühle der Soldaten zu vermitteln vermögen. Für sie und ihre Familien war das gegenseitige Schreiben die einzige Chance, das Gemeinsame und Verbindende über alle Entfernungen hinweg weiter zu pflegen und die Zumutungen des Krieges überhaupt auszuhalten. Neben der häufig existenziellen Bedeutung, wenn es um die Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidung ging, war es vor allem der

te der Emotionen entstanden sind, u. a. das von Frevert herausgegebene Themenheft »Geschichte der Gefühle« der Zeitschrift »Geschichte und Gesellschaft«, 35, 2009, Heft 2.

- 30 Nikolaus Buschmann: Der verschwiegene Krieg. Kommunikation zwischen Front und Heimatfront, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 208–224, S. 219.

emotionale Rückhalt, der die Grüße aus der Ferne füreinander so wertvoll machte.

Das breite Spektrum an Emotionen, das der Krieg hervorrief, lässt sich auf der Basis von Kriegsbriefen auch deshalb so gut ausleuchten, weil sie schon jetzt in großer Zahl zugänglich sind. Immerhin gingen allein im Deutschen Reich annähernd 30 Milliarden Brief- und Kartensendungen zwischen Front und Heimatfront hin und her. Im Wissen, wie förderlich diese für die »Moral« der Truppe und für die Stimmung zu Hause waren, bot man frappierende logistische Anstrengungen auf, damit die portofreie Feldpost auch die Adressaten möglichst immer und möglichst schnell erreichte. Natürlich ist nur ein Bruchteil davon bis heute erhalten. Zwar ist die Wahrscheinlichkeit nicht klein, dass noch immer auf so manchen Dachböden oder hinter dunklen Kellerverschlägen vergessene Quellschätze schlummern. Doch gleichzeitig ist die Gefahr groß, dass nachfolgende Generationen ihren Wert verkannt haben und auch künftig verkennen und somit viele Stimmen aus dem Krieg ungehört verhallen.

Die Familie und ihre Briefe

Dass neben den Soldatenbriefen auch die Briefe ihrer Eltern, Frauen, Geschwister oder der weiteren Verwandtschaft aufbewahrt wurden, war eher ungewöhnlich. Dafür brauchte es zumindest zwei Voraussetzungen: Zum einen die Bereitschaft, unter den Bedingungen des totalen Krieges mit unzähligen Truppenbewegungen, den beschwerlichen Transporten, bei Eiseskälte, strömendem Regen und brennender Hitze, den zumeist unwirtlichen Quartieren und häufig schlammigen Schützengräben die Briefe von zu Hause immer wieder zu verstauen und mitzuschleppen. Zum anderen, als Antrieb dieses Aufwandes, bedurfte es dafür auch den Willen und die Vorstellung, dass man nicht nur als Soldat an der Front Geschichte schreibt und macht, sondern dass die Familie als Gesamtheit ihren Anteil daran hat. Es war eine von Familiensinn und Familienstolz getriebene Praxis und ein Konsens über den ideellen Wert von familialen Erinnerungsstücken, die auch über die Briefe hinausgingen. Wenn Gerhard Budde in einem Brief an seine Mutter darum bittet, eine Kriegstrophäe – blutbefleckte Hosenträger – gut für das künftige »Museum« zu verwahren, verweist dies auf ein solches Selbst- und Familienbewusstsein und den Wunsch, das Familiengedächtnis als Ankerpunkt für die Zukunft der Familie zu archivieren.

Das Leben einer Familie im Krieg durch einen so vergleichsweise geschlossen überlieferten Briefverkehr nachzeichnen zu können, ist ein seltener Glücksfall.¹ Zumal wenn es sich um eine kleinstädtische, gut situierte Bürgerfamilie handelt, die zwar vor Ort schon dank der florierenden Arztpraxis des Vaters

1 Eine der wenigen Ausnahmen sind die annähernd 2000 Briefe der Familie Braun, auf der die lesenswerte Monografie von Dorothee Wierling basiert. Dorothee Wierling: Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914-1918, Göttingen 2013. Die Verfasser dieser Briefe stammen aus dem intellektuellen Großstadtmilieu. Deutlich eher gingen die Schreiber davon aus, dass sie später einer größeren Öffentlichkeit zugänglich werden würden, entsprechend anders ist der Duktus.

über einen hohen Bekanntheitsgrad und ein gewisses Ansehen verfügte, die aber über die Stadtgrenzen hinaus keinerlei Prominenz für sich in Anspruch nahm.

Die annähernd 550 Briefe von Elsbeth (*1866), Ernst (*1894) und Gerhard (*1897) Budde,² das sieht man den erst vor wenigen Monaten wiederentdeckten Briefen an, wurden oft in großer Eile geschrieben, unter widrigen Umständen und nach einem harten Tag. Satzzeichen, Orthografie und Grammatik, ebenso die Schreibweise, vor allem von Orten und Namen, neigen zu einer gewissen Willkür. Nur um die Leserfreundlichkeit zu bewahren wurde stellenweise behutsam korrigiert. Ganz wenige Worte in den Briefen ließen sich gar nicht entziffern. Die meisten erschlossen sich beim zweiten, dritten oder auch zehnten nochmaligen Lesen. Die häufig mit stumpfem Bleistift gekritzelten, eng beschriebenen Briefseiten in Din-A5-Format, noch dazu in Sütterlinschrift geschrieben, lagen mehr als 100 Jahre in Schubladen und später in Kellerräumen verwahrt, offenbar nach der Lektüre sorgsam zurück in die Umschläge gesteckt und mit Bindfäden nach Monaten geordnet zusammengebunden. Aufgehoben wurden diese Briefe von Gertrud Budde (*1898), geborene Blomeyer, der späteren Frau von Gerhard.

Die Briefe sind für die Familie geschrieben, richtiger: für die durch Verwandtschaft erweiterte Großfamilie. Manche der Briefe verliert Mutter Elsbeth auch vor Nachbarn und Kränzschwestern, einige von Ernst bekommt selbst Sohn Gerhard nicht zu sehen, manche selbst der Vater nicht. An eine breite Öffentlichkeit denkt man beim Schreiben und Sammeln nicht, jedoch durchaus an künftige Generationen und an die hochgeschätzte Wahrung der Familientradition.

In welchem Duktus kommen die Briefe daher? Beim Lesen gewinnt man oft den Eindruck, einem üblichen Familiengespräch, durch die schriftliche Form entschleunigt, lauschen zu dürfen. Der Stil ist schlicht, die Grammatik manchmal vom ostwestfälischen Jargon aus dem Lot gebracht, auch von familieneigenen

2 Soweit vorhanden ergänzt durch Briefe von Tanten, Onkeln, Cousinen und Kameraden der Söhne.



*Abb. 7: Gertrud am Schreibtisch, 1919.
Das Gemälde darüber zeigt ihren ebenfalls »gefallenen«
Bruder Eduard (1891-1917). Auch der 2. Bruder Wilhelm
starb wenige Wochen vor Kriegsende (1918).*

Wortschöpfungen und Anspielungen durchsetzt und durch und durch unverblümt im Ton. Man spricht die gleiche Sprache, die *Muttersprache* im wahrsten Sinn des Wortes.

Neben den Alltagsbeschreibungen führt man alte Konflikte fort, knüpft an vertraute Familiengeschichten und -anekdoten an, zählt auf den Wiedererkennungswert von eingespielten Floskeln und Ritualen. Was dabei entsteht ist eine bizarre Mischung aus Pathos und Banalität in einem Federstrich, ein Nebeneinander des Nörgelns wegen fehlender Buttersendungen und der Trauer um einen gefallenen Schulfreund. Die Emotionen, die die Briefe eröffnen, wechseln ungemein schnell. Weder Mutter noch Söhne können und wollen aus ihrer Haut. Von Schonung oder Geschöntem keine Spur. Der erst 20-jährige Ernst, der als Erster gleich zu Kriegsbeginn ausrückt, denkt in seinem jugendlichen Überschwang gar nicht daran, die Gefahren, die er durchsteht, kleinzureden. Natürlich meldet er sich zu Himmelfahrtskommandos, natürlich reitet er immer an der Spitze, natürlich übersteht er alles mit Bravour! Und ebenso kann die liebevoll-sorgende Mutter nicht umhin, weiterhin zu erziehen, praktische Ratschläge zu erteilen und auf die gute Kinderstube zu pochen. Auch wenn sie über kleine briefliche Wutanfälle hinwegsieht, die bei Ernst eher selten, bei Gerhard häufiger ausbrechen, zieht sie auch dann und wann die mütterliche Reißleine.

Die Briefe erlauben uns während der vier Kriegsjahre in das Leben einer Bürgerfamilie einzutauchen. Sie eröffnen uns wechselnde Gefühlskaskaden von Mutter und Söhnen. Gefühlswelten, die sich verändern und die vor allem auch ihre Beziehung zueinander neu definiert. Der alte Bruderzwist um die Gunst der Mutter bricht immer wieder auf, gleichzeitig entstehen neue Annäherungen aufgrund ähnlicher Kriegserfahrungen. Sehr schnell werden die Jungen erwachsen, aus Kindern werden Männer, ein Prozess, der sich in der Korrespondenz miterleben lässt. Der Ton der Briefe verändert sich, die Rollen kehren sich um. Ernst und später auch Gerhard richten sich ein im Krieg. Sie finden Anerkennung, Respekt und neue Freunde. Auch sie erleben Phasen des Überdresses und der



Abb. 8: Feldpost

Kriegsmüdigkeit, wenn zu wenig Post kommt, zu viele Läuse sie plagen oder Weihnachten vor der Tür steht. Aber ihre Desillusionierung ist nicht von Dauer, Phasen der Begeisterung kommen immer wieder auf.

Je länger der Krieg dauert, desto mehr rückt die Heimat in weite Ferne und kehrt nur in Erinnerungssprengeln, hervorgerufen durch Briefpassagen von Mutter Elsbeth, kurzzeitig zurück. Auch dies verändert Stil und Duktus der Schreiben. Länge und Sprache wechseln mit den variierenden Tempi des Krieges. Zeiten der Langeweile im Quartier oder bei der »Bagage«³ gibt es ebenso wie gefährvolle Schützengrabennächte, waghalsige Patrouilleneinsätze, blutige Kämpfe und kurze Gefangenschaft.

Doch ungerührt hält die Mutter über Familienereignisse auf dem Laufenden, beschreibt en détail die Alltagsquerelen mit Haushalt und Dienstboten, erzählt von Patienten des Vaters, Kränzchen mit Freundinnen und dem Marktplausch mit der Nachbarin. Die Poststelle vor Ort wird zur Nachrichtenbörse für die Mütter mit Söhnen im Feld. Alle Gedanken und alles Tun von Mutter Elsbeth dreht sich um »ihre Jungs« an der Front. Ihre Wünsche halten sie auf Trapp und beflügeln ihr Organisationsgeschick. Neben Besorgungen sind ihre Tage angefüllt mit Briefe schreiben und Pakete packen. Daneben strickt sie Schals in Dunkelblau, der Lieblingsfarbe der beiden Jungen, schickt warme Unterhosen und manchmal das Falsche. Die Frage, ob Margarine oder Butter wird zum immer wiederkehrenden Zankapfel.

Spannungen zwischen Mutter und Söhnen entstehen auch aufgrund der gegenseitigen Vorwürfe, zu selten und zu wenig zu schreiben und zu schicken, vor allem viel weniger als alle anderen. Im Krieg noch stärker als zuvor kreisen die Müttergespräche an der Heimatfront um die Kinder, auch jetzt setzt sich der vorher stets schwelende Wettbewerb um die Leistungen und die Liebenswürdigkeit der Söhne fort. Immer schreibt der Sohn der Kränzchenschwester viel häufiger und regel-

3 Mit Bagage ist die Gesamtausrüstung einer Eskadron gemeint, also alle dazugehörigen Wagen und bei der Kavallerie auch der Pferde.



Abb. 9: Elsbeth strickend im Haus, 1915

mäßiger, immer, so die Retourkutsche der Söhne, erleben die Schulfreunde von einst viel weniger Beschwerliches als sie selbst und werden großzügiger mit Sendungen aus der Heimat versorgt.

Doch solche Kontinuitätsstränge ebenso wie die kleinteiligen Schilderungen des Herforder Alltagslebens vermitteln mitten im Krieg auch Anmutungen von Normalität. Mutter Elsbeth ist bemüht, in ihren Briefen eine leidlich heile Welt aufrechtzuerhalten, die in Wirklichkeit mehr und mehr aus den Fugen gerät. Gleichzeitig – verkehrte Welt – ist *sie* es, die häufig ihren Söhnen an der Front den Krieg erklärt (dem Sohn Gerhard später auch mal im durchaus doppelten Sinn des Wortes). Wie die Mehrheit der Kämpfenden und ungeachtet ihrer zügigen Karrieren an der Front, scheinen die beiden jungen Soldaten aus Ostwestfalen über den Kriegsverlauf im Allgemeinen und über die Pläne ihrer Vorgesetzten im Besonderen völlig im Unklaren. Entsprechend brodeln die Gerüchte in der Truppe. Elsbeth verfolgt den Kriegsverlauf in den regiona-

len und überregionalen Zeitungen. Sie berichtet von Herforder Heldentaten, auch von Herforder Heldentoten. Zunehmend lapidar, ja lakonisch, Kriegsalltag eben.

Ganz wichtig ist es für sie, dass ihr bürgerlicher Wertehimmel den Krieg überwintert. Appelle an Sparsamkeit und Aufträge von Dankesbriefen an die Bekanntschaft passen dazu ebenso wie das eindringliche Höflichkeitsgebot gegenüber den »Feinden«. »Sei bloß stets höflich gegen die Franzosen«, schreibt sie im Oktober 1914 an Ernst und wenig später heißt es: »Vater bittet Dich viel zu schreiben und vor allem anständig zu sein!« Beide Söhne zeigen sich gehorsam: Ernst lernt eifrig Französisch, plaudert freundlich mit den Einheimischen, bedankt sich für die Gastfreundschaft und zeichnet später liebevolle Aquarelle polnischer Dörfer. Gerhard befreundet sich mit gebildeten und kunstaffinen Kameraden, bestellt sich Goethes »Werther« als Lektüre, Gardinenstoff zur Dekoration seiner Stube im Quartier in Kurland und seine Geige. Doch auch einen neuen, in Vorkriegszeiten eher verblassten Bezugspunkt versucht die Mutter zurück in die Familienrunde zu holen: In der vermeintlich säkularisierten Welt des deutschen Kaiserreichs mobilisiert der Krieg neues Gottvertrauen. Stoßseufzer gegen Himmel finden sich in vielen Briefen von Elsbeth, allabendlich beten die Eltern für die Söhne im Feld.

Elsbeths Ältester: Ernst

Diese Gebete gelten im Spätsommer 1914 zunächst dem Ältesten. Während der 17-jährige Gerhard noch die Schulbank des Herforder Friedrichs-Gymnasiums drückt, ist Ernst am 2. August 1914 nach Lüneburg aufgebrochen. Einige Wochen Ausbildung stehen bevor, erstmals auf eigenen Füßen muss er seinen Alltag meistern. Schwimmen lernen gehört dazu, eine Fertigkeit mit hoher Symbolkraft: Er muss, er will sich freischwimmen. Einer Familientradition folgend kommt er zu den Dragonern, einem Teil des Heeres, der ursprünglich zur berittenen Infanterie gehörte. Hier wurden die Pferde primär zum Transport, nicht zum Kampfeinsatz genutzt. Die Realität des Ersten Weltkriegs, wir werden es sehen, sieht anders aus. Zunächst aber muss die Musterung erfolgreich überstanden werden.

Lüneburg, 3. August 1914

Liebe Eltern!

Die Untersuchung findet erst am Sonnabend statt. Mit Herrn Henneberg¹ gestern Abend gesprochen. Habe mich schon von dem betreffenden Arzt untersuchen lassen. Vollkommen tauglich. Dragoner fahren zum Teil Mittwoch ab. Wahrscheinlich Küstendeckung. Wohnung Hotel Schießgraben.² Pension 6 Mark. Zeit bis Sonnabend zum Schwimmen.

Herzlicher Gruß!

Ernst

- 1 Henneberg ist der Schwager seines Lehrherrn Grieffenhagen in Veltheim.
- 2 Noch heute findet sich in Lüneburg ein Hotel an der Straße »Im Schießgraben«, bekannt aus der Telenovela »Rote Rosen«. Unterstreichungen im Original. Auch in den folgenden Briefen werden die Unterstreichungen, Durchstreichungen und Kursivierungen aus dem Original übernommen.

Lüneburg, 6. August 1914

Liebe Eltern!

Vielen Dank für den Brief. Es sind etwa von 30 angemeldeten Fahnenjunkern³ 8 vorgesehen; darunter 3 Adlige. Wir werden also Sonnabend eingestellt; wir 8 sollten nach 6 Wochen eigentlich auf jeden Fall ausgebildet sein. Von den anderen jedoch wohl diejenigen, die am tüchtigsten sind. Ich schwimme morgens und nachmittags. Der Bademeister hat seine Freude an meinem Schwimmen. Der Unterricht hat 6 Mark gekostet. Jedes Bad mit Handtuch, Badehose und Zelle 45 Pfennig. Ist eigentlich ein bisschen teuer; doch dafür hatte ich den denkbar besten Unterricht und konnte nach 3 Tagen schwimmen. Mir fehlt jetzt nur noch die Übung. Makohemden⁴ habe ich mir ½ Dutzend à 6,50 Mark nach Vorschrift gekauft. Ferner wollte Strümpfe bester Qualität, derbe Hosenträger, einen Brustbeutel und einen Rasierapparat. Zur Untersuchung habe ich mir auch ein buntes Oberhemd und 2 Kragen gekauft. Ich konnte wirklich nicht, wo ich täglich hier im Hotel mit Rittmeister Gramberg und von Jagow zusammenkomme, mit einem Makohemd herumlaufen. Hier vom Regiment sind erst 2 Schwadronen weg. Wohin? Weiß man nicht. Die deutschen Grenzerfolge sind doch großartig. Der Einmarsch durch Belgien scheint auch ein langer ausgebrüteter Plan zu sein. Mit Erfolg, wollen wir hoffen!

3 Seit dem 1. Januar 1899 wurde der Titel »Fähnrich« durch den Begriff Fahnenjunker offiziell ersetzt, im allgemeinen Sprachgebrauch werden jedoch beide Bezeichnungen synonym verwendet. Fahnenjunker hatten bei Dienstantritt ein Abiturzeugnis eines Gymnasiums oder Realgymnasiums oder ein Abschlusszeugnis einer Oberrealschule oder einer Realschule 1. Ordnung erworben bzw. eine Fähnrichsprüfung absolviert. Im Heer der Kaiserzeit unterschieden sich Fahnenjunker nicht durch besondere Abzeichen oder Uniformstücke von den übrigen Soldaten im Mannschaftsrang. Der Fahnenjunker war Anwärter auf den Rang des Unteroffiziers.

4 Mako-Baumwolle stammt ursprünglich aus Ägypten und ist eine Baumwollart, die durch ihre besonders langen Fäden besonders fein gesponnene Baumwolle erlaubte und häufig für Herrenhemden, bis heute für Bettwäsche, verwendet wird.



Abb. 10: Ernst in Uniform auf einem Pferd, 1914

Ich gratuliere Vater recht herzlich zum Geburtstage. Bei den Wirren der jetzigen Lage hätte ich es wahrhaftig bald vergessen.

Zum Schluß möchte ich Dich noch bitten, nicht die Ecken der Briefe noch vollzuschreiben, nimm doch einen Zettel, wenn es nicht reicht. Du glaubst nicht, wie schwer es ist, sich den Brief zusammenzustellen.

Nun lebt wohl! Hoffentlich geht es Euch gut.

Ganz herzlicher Gruß!

Ernst

P.S. Die Offiziere sind sehr solide Leute. Ausgenommen die Reserveoffiziere, die ~~trinken~~ saufen selbst in dieser Zeit den Sekt wie Wasser.

Lüneburg, den 9. August 1914

Liebe Eltern!

Endlich bin ich nun ein richtig gehender Soldat. Dank Onkel Ernsts Vermittlung bin ich unter den 8 angenommenen Fahnenjunkern. 5 sind davon vom Adel. Der Dienst hat sich doch wesentlich anders dargestellt als ich mir anfangs dachte. Es ist wie in Friedenszeiten, nur strammerer Dienst. Wir Fahnenjunker wohnen nicht zusammen, sondern müssen in der Nähe der Kaserne Privatlogis suchen. Nach langer Mühe habe ich mit noch einem eine Wohnung gefunden bei einer Frau Philippine Blank. Es ist zwar ein finsternes Loch von 2 kleinen Zimmern, deshalb aber auch außerordentlich billig. 40 Mark monatlich mit Morgenkaffee. Einen günstigen Mittagstisch haben wir noch nicht gefunden. Abends essen wir (d.h. wir müssen) im Kasino. Ich habe keine Ahnung wie teuer es ist, jedenfalls war es gestern Abend gräßlich langweilig. Für diese Zwecke müssen wir uns einen Ausgehanzug, Mütze und Stiefel machen lassen. Das Dienstliche bekommen wir als zweite Garnitur gestellt. Ich bitte Vater, mir das angebotene Fernglas so bald wie möglich zu besorgen, da es schwer sein wird, jetzt noch etwas Geeignetes zu finden. Mutter kann mir die Sachen ja in einigen Wochen mitbringen.

Heute (Sonntag) um 6 Uhr morgens ging der Dienst los. Wir

bekommen in der ganzen Zeit keinen Putzer;⁵ müssen unbedingt alles mitmachen. Die angenehmste Arbeit ist entschieden, aus dem zusammengefügten Stalldreck, das noch vorhandene Stroh von dem Dung mit den Händen zu sortieren.

Eine Schwadron unserer Dragoner soll hier den Angriff auf Lüttich versucht haben. Genauer erfährt man nicht. Ausbilden tut uns Leutnant von Weckel und ein Rittmeister von Wengermann. Wir haben heute Grabensprünge und Rechts- und Linksdrehungen geübt. Gleich geht es weiter. Ich habe deshalb keine Zeit mehr.

Mir geht es gut! Schreibt mal.

Mit herzlichem Gruß Ernst

Lüneburg, den 16. August 1914

Liebe Mutter!

Leider konnte ich Dir, da ich Stallwache hatte, nicht mehr schreiben, um Dir zum heutigen Tage zu gratulieren. Heute am 16. August haben wir unseren Fahneneid geleistet. Wir stecken schon völlig in der Arbeit drin. Vom 3. Tage an haben wir geritten. Nach weiteren 3 Tagen mußten wir schon springen und Galopp reiten. Ich bin noch nicht vom Pferd gefallen. Du kannst Dir denken, daß sich jedes [Pferd] die erdenklichste Mühe gibt. Alle wundern sich, wie gut es auf den vollständig zugerittenen Pferden geht. Mir haben auch zuerst die Oberschenkel sehr weh getan, doch nun ist es ein überwundener Standpunkt. Ich finde den Dienst überhaupt nicht so anstrengend wie die meisten von uns. In Veltheim war es viel schlimmer.⁶ Übrigens ist in unserer Schwadron Leutnant Gerkmann als Reserveoffizier. Er hat mich vor einigen Tagen im Kasino eingeladen. Es besteht jetzt für die Fahnenjunker der Zwang, jeden Mittag und Abend im Kasino zu essen. Das Essen ist an und für sich sehr billig. Mittags 80 Pfennig und abends

5 »Putzer« waren Hilfsburschen für die höherrangigen Militärs, die vor allem für die Pferde- und Uniformpflege zuständig waren.

6 In Veltheim hatte Ernst bei der Familie Grieffenhagen unmittelbar nach dem Schulabschluss in Rinteln eine landwirtschaftliche Lehre begonnen.

1,50 Mark. Verteuern tut die Sache abends der Weinzwang. Sitzt man mit einigen zusammen, die man kennt, wird Bowle getrunken. Wenn ein Offizier einem zutrinkt: Aufspringen, Glas austrinken. Es macht die meisten für den neuen Tag fürchterlich schlapp, ich kann es Gott sei Dank vertragen. Vergeblich habe ich die ganze Zeit auf Geld gewartet. Es wird hier doch nur im Kasino angeschrieben. Ich habe mir 2 weitere Uniformhemden kaufen müssen. Nun sitze ich hier und habe keinen roten Heller⁷ mehr. Es ist mir sehr peinlich, daß ich meinen Zimmergenossen um 20 Mark anpumpen mußte. Das Leben ist viel teurer als im Frieden, denn dann kann man in der Kaserne wohnen. Andere Unterhosen zum Reiten muß ich mir auch noch kaufen. Schickt bitte sofort Geld, ich bin in scheußlicher Verlegenheit.

Kommst Du nächsten Sonntag nach hier? Es wird eine langwierige Fahrerei. Ich glaube es ist am besten, du nimmst Tante Martha noch mit, sie wird das gewiss gerne tun. Allein würde ich die Reise nicht unternehmen.

Nun seid alle herzlich begrüßt von
Eurem Ernst

Lüneburg, den 10. September 1914

Liebe Eltern!

Mir geht es gut, habe aber des Stalldienstes wegen nicht mehr zum Schreiben Zeit gehabt. Eine unangenehme Nachricht folgt noch: Ich muß wieder einen blauen Lappen haben,⁸ denn meine Armeepistole (Preis 95 Mark) ist auf dem Regimentsbüro angekommen. Wie geht es Euch? Schick die Hemden ab, komme bald heraus.

Herzlicher Gruß!
Ernst

7 »Heller« ist die Bezeichnung einer früheren deutschen Münze, entspricht einem halben Pfennig. Umgangssprachlich war dies eine zu der Zeit noch übliche Wendung.

8 Umgangssprachliche Bezeichnung eines 100-Mark-Scheins.

Natürlich wird Ernst umgehend aus der »scheußlichen Verlegenheit« geholfen. So wie der Patenonkel Ernst, selbst ehemaliger Dragoner im selben Regiment und mittlerweile Regierungspräsident in Hannover, im Hintergrund seine Strippen zieht, so lassen die Eltern ihren Ältesten bei pekuniären Breddouillen nicht im Stich. Die Klagen über die Tücken des Ausbildungsalltags, über den »Weinzwang«, über die Kleiderordnung und das Comment bei Mahlzeiten und Trinkgelagen verweisen auf das Dilemma des Status des Einjährig-Freiwilligen, in den Ernst als künftiger Fahnenjunker eingruppiert wird. Im Zuge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1813 war der Einjährig-Freiwilligendienst eingeführt worden. Voraussetzung dafür war ein höherer Schulabschluss, mindestens die »mittlere Reife«. Von diesem Angebot, die Wehrpflicht von drei auf ein Jahr zu verkürzen, machten vor allem die Söhne des Bürgertums eifrig Gebrauch. Untere Schichten hätten es sich auch nicht leisten können. Denn das Privileg, dadurch auch den Dienstgrad des Offiziers der Reserve erlangen zu können, war äußerst kostspielig.

Dieser prekäre Status wird Ernst während seines ganzen Einsatzes begleiten. Der Sold ist denkbar karg, die Ausstattung – Uniform, Wäsche, Waffen, Stiefel etc. – muss aus eigener Tasche bezahlt werden, in der Ausbildungszeit kommen Kost und Logis noch dazu, beim Aufstieg zum Unteroffizier die feucht-fröhliche Feier der »neuen Knöpfe«, langfristig der Sold für den »Putzer«, zuständig für Uniform und Pferdepflege. Von den »Liebesgaben«, wie die Spendensammlungen vom »Roten Kreuz« genannt wurden, sollen die Einjährigen, so ein ungeschriebenes Gesetz, tunlichst nicht profitieren. Man ging davon aus, wie Ernst schreibt, »daß von zu Hause aus genug geschickt wird«. Mit monatlich 300 bis 400 Mark werden die Kosten für den Ältesten das Haushaltsbudget der Herforder Arztfamilie empfindlich belasten.⁹

Ein wahrhaft teuer erkaufter Status, der aber spätestens seit der Reichsgründung weiten Teilen des deutschen Bürgertums

9 Diese Schätzungen in: Ute Frevert: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 209f.

als erstrebenswert erscheint. In einer Zeit, in der das Militär hoch im Kurs steht, liebäugelt man gern mit solchen Positionen, die lange ausschließlich dem Adel vorbehalten waren. Doch auch im Ersten Weltkrieg bleibt der Wettbewerb zwischen Adel und Bürgertum ein ungleicher. Auch wenn sich namentlich im Kaiserreich, regional differenziert, der adelige und bürgerliche Offiziersanteil quantitativ immer mehr annäherte,¹⁰ blieb in der allgemeinen Wahrnehmung, dies bestätigen die Briefe von Ernst und Gerhard unisono, der Adel dominant. Überhaupt: Anders als die Propaganda verhieß, vertiefte der Weltkrieg die Klassengraben, klafften Welten zwischen dem einfachen »Feldgrauen« und den Offiziersrängen. Wenn ein Arztsohn hier mithalten wollte, erforderte das Einsatz und Opferbereitschaft der gesamten Familie.

Die ist dazu bereit. Über mangelnde Fürsorge der Eltern kann Ernst sich nicht beklagen. Wiederholt bricht Elsbeth im August per Eisenbahn nach Lüneburg auf, um ihren Sohn zu bemuttern – durchaus eine strapaziöse Reise in den übervollen Zügen der Zeit. In Lüneburg gehen Mutter und Sohn einkaufen, konditern und vornehm essen. Sogar ein Abonnement für regelmäßige Schokoladensendungen alle 14 Tage an den Sohn gibt Elsbeth beim »Abelschen Schokoladenhaus« für die Frontzeit in Auftrag. Wenigstens Schokolade soll der Junge immer haben.

»Komme bald heraus«, hatte Ernst am 10. September geschrieben, drei Tage später ist es so weit. Für Ernsts Schwadron geht es an die Westfront. Zu Hause in Herford wartet man bangen Herzens auf erste Nachrichten des jungen Soldaten.

10 Siehe Mark R. Stoneman: Bürgerliche und adlige Krieger: Zum Verhältnis von sozialer Herkunft und Berufskultur im wilhelminischen Armee-Offizierskorps, in: Heinz Reif (Hg.): Adel und Bürgertum in Deutschland, Teil 2: Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2014, S. 25–63.

13. September 1914, Welkenraedt/Herbesthal

Liebe Eltern!

Seit gestern Abend liegen wir hier an der Grenze und wollen heute Nachmittag weiterfahren. Der Grund des Wartens liegt wahrscheinlich an der Sprengung des Löwener Tunnels. Alle Augenblicke kommen Transporte von Verwundeten, doch mehr mit Gefangenen. Sie sehen toll aus mit ihren weiten roten Hosen. Zuerst wird ein Hurrah seitens des anwesenden Landsturms geschmettert. Ihm folgen Schmährufe für die Gefangenen. Französische Sanitätsoffiziere laufen hier auf dem Bahnhof frei herum. Hinter Düsseldorf fahren wir über den Rhein. Der ganze Zug sang die »Wacht am Rhein«. Das Zujubeln der Bevölkerung ist fabelhaft.

Ein letzter Gruß aus Deutschland, das heißt aus dem einstigen Deutschland!

Ernst

15. September 1914

Liebe Eltern!

Mit dem ersten Gruß aus Feindesland habe ich noch die dringende Bitte an Euch, mir einen Kopfschoner zu schicken. Ihr müßt mal sehen, wo ihr ihn herbekommt; er darf auch dünn gestrickt sein. Wir sind an einem zusammengeschossenen Klostertor vorbeigekommen. Die Bevölkerung ist sehr ruhig. Viele verkaufen an den Zügen Tabak. Es kommen hier schon Gefangenenzüge durch. Mein Befinden ist gut. Wir liegen nur auf den Bahnhöfen zu lange herum, weil die belgischen Bahnen die Truppen nicht bewältigen können.

Herzlicher Gruß!

Ernst

Fahrt nach Namur, 16. September 1914

Liebe Eltern!

Gestern sind wir bis früh morgens um 5 Uhr in Lüttich gewesen.¹¹ Morgens war ich in der Stadt. Zu 4 Mann mit scharf geladenem Revolver bestiegen wir die Straßenbahn. Wir begegneten überall hasserfüllten Blicken. Besonders interessant waren uns die zerschossenen Gebäude gegenüber der Universität. Lüttich ist eine sehr schöne Stadt. Vom Krieg merkt man nichts; es scheint alles seinen gewohnten Gang zu gehen. Geessen haben wir in einem sehr vornehmen Hotel; sehr gut aber sehr vornehm wenig. Der Güterbahnhof fast voll von Militärzügen. Abends wurde Alarm geblasen für die Infanterie. Es war ein Posten im Holz, das einige 100 Meter oberhalb der Bahn lag, angeschossen worden. 3 Infanterie-Companien schwärmten von verschiedenen Seiten in das Holz. Nach einer halben Stunde hatten sie 6 wüst aussehende Kerle gefangen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Als es dunkel wurde, fielen mehrere Schüsse, die auf unseren Zug gerichtet waren. Zur Strafe dafür wurde das weiße Rind von der Weide geholt und geschlachtet. Als wir heute Morgen kurz hinter Lüttich zum 1. Mal hielten, machten die Soldaten Sturm auf die Kartoffel- und Runkelrübenfelder. Das Rauben wurde aber vom Transportführer mit Recht untersagt. Von hier an kamen wir mehrmals an gesprengten Brücken und an zerschossenen Häusern vorbei. In den Bahnen war es besonders schlimm. Die Vorhänge der belgischen Kleinbahnen wurden von den Soldaten als Handtücher abgerissen. Auf der Station, wo eben der Zug hält, fangen 2 Reservisten einen Hasen. Die Einfahrt nach Namur sah ich mir oben vom Wagen aus an. In Namur kleine Essenspause. Im Wartesaal kaufte ich noch zu trinken und Schokolade. Ich kann jetzt sehr viel Französisch. Die Fahrt geht jetzt wieder bedeutend schneller. Wir fahren bis Anor wahr-

11 Nach 12 Tagen war zwischen dem 4. und 16. August 1914 die Eroberung Lüttichs erfolgt. Es war ein hochriskantes Manöver mit vielen Verlusten und Zerstörungen der Stadt seitens der deutschen Truppen.

scheinlich sogar bis Laon.¹² Wir kommen andauernd an Drahtverhauen vorbei, die vollkommen unzerstört sind. Auf den Bergen, wo sich ein Fort befindet, flattert die deutsche Flagge, ebenso auf allen Bahnhöfen, die von deutschen Truppen besetzt sind. Aus einem zerschossenen Hause holten 2 Soldaten ein Telephon heraus: »Hier der Kaiser, wer dort?« Wenn man durch diese Gegend hier fährt, weiß man, was unsere Truppen schon geleistet haben. Steile, schroffe Kalksteinwände – tiefe Täler. Aber eine schöne Gegend ist es. Die Ansicht, daß weit und breit alles zerschossen ist, ist grundfalsch. Nur einige Häuser sind in Ruinen verwandelt. Alles Übrige sieht noch nett und wohlhabend aus. Eben passieren wir ein Moustier.¹³ Ich will sehen, daß ich die Post abgebe.

Herzlicher Gruß!

Ernst

Pry de Walcourt, 17. September 1914

Liebe Eltern!

Die Fahrt wird von Tag zu Tag interessanter. Auch die Bevölkerung wird von Ort zu Ort netter. Sie winken uns zum Teil schon zu. Die Landsturmlaute sagen, die Freundlichkeit hier sei aufrichtig. Hinter Charlesroi war ein Dorf fürchterlich zusammengeschossen. Wir haben uns einen Woilach¹⁴ auf den Wagen gelegt, dort sitzen wir mit Leutnant Witting und machen Witze. Manche Mädels strecken uns die Zunge raus: Der Leutnant rief ganz entrüstet: »Ne voulez vous pas fair Winke-Winke?«¹⁵ Auf der folgenden Station biwakierten 1.400 französische Gefangene. Sie saßen auf einem engen, eingezäunten Platze, der von Landsturmlauten bewacht wird. Sie haben große Angst vor den großen Seitengewehren.¹⁶ Das

12 Laon war während des Ersten Weltkriegs Sitz der deutschen Militärkommandantur, während die Frontlinie am »Chemin des Dames« verlief.

13 Veraltetes französisches Wort für Kloster.

14 Pferdedecke.

15 »Möchtest du nicht Winke-Winke machen?«

16 Gewehre mit Bajonetten bestückt.

Lager bot ein interessantes Bild. Sie lagen um die Feuer herum und kochten ab; alle hatten typische französische Gesichter; jeder rauchte; sie bettelten uns an um Tabak und »Cigareth«. Einige Esel warfen auch Tabak herüber. Es wurde natürlich sofort untersagt. Die meisten waren ängstlich und feige; es waren aber auch wutschnaubende Fanatiker darunter, einige Strategen, die deutsch konnten. »Noch nicht in Pari(s)? Wartet, wartet (und dann folgte es): nous schrapnells!«. ¹⁷ Wir fuhrten dann noch eine Station weiter, dort legten wir uns schlafen. Als wir aufstanden, waren wir noch immer dort. Wir hielten gerade vor der Wohnung eines belgischen Bahnwärters. Die Leute waren uns wirklich von Herzen gut gesonnen. Dies lag daran, weil die Franzosen in dem Dorf furchtbare Spuren hinterlassen hatten, doch nur in den reichen Villen, die verlassen waren. In einer war ich drin, es war ein schreckliches Bild. Die Franzosen hatten sich offenbar umgezogen; es lagen französische Uniformen herum. In dem ganzen Hause war nichts mehr heile. Die Geldtruhe stand in der Diele; sie schien zuerst hervorgeholt und ausgeraubt zu sein, nur Coupons lagen noch in großer Anzahl drin. Die Schubladen waren ausgeräumt, der Inhalt lag verteilt im ganzen Hause herum. Familienbilder waren zerschnitten. Stühle und Tische waren zerhauen. Einer von uns setzte sich vor das demolierte Klavier und spielte Walzer. Das Ganze bot ein schreckliches Bild, alles nur mutwillige Zerstörung. Die Bahnmeisterfrau gab uns Kaffee, überhaupt alles, was sie aufbieten konnte. Die Haustöchter wuschen unsere Taschentücher. Wir bezahlten alles; die Franzosen haben das nicht getan. Als der Zug sich in Bewegung setzte, wurden wir durch Händedrücken und au revairs verabschiedet.

Das folgende Dorf schien im Artilleriefeuer gelegen zu haben. Die Kirche und die umliegenden Häuser waren vollkommen zerstört. Die Gegend wird immer schöner. Wiesen und Wald wechseln in großartiger Weise ab. – Eben ist der Befehl gekommen, alles zu packen; wir werden noch vor Anor

17 Offenbar als Warnung vor den französischen Schrapnells verstanden.



Abb. 11: Die Eltern Budde, 1915

ausgeladen. Und legen die Strecke bis Paris zu Pferde zurück.
Die Nachricht wird jetzt wohl nicht mehr gut überkommen.

Herzlicher Gruß

Ernst

Von einer »interessanten Fahrt« ist die Rede, Krieg als Entdeckungstour und Bildungsreise mit sehr unterschiedlichen Begegnungen. Feindseligkeit und Freundlichkeit liegen nahe beieinander. Wichtig scheint Ernst, der Propaganda, die nach ersten Angriffen auf Belgien, und vor allem nach der brutalen Zerstörung von Löwen, die »deutschen Barbaren«, die »Hunnen« als Inbegriff des grausamen Deutschen ins Visier genommen hatte,¹⁸ etwas entgegenzusetzen. So zeichnet er kontrastierend dazu das Bild der kultivierten deutschen Truppen, die Klavier spielen, alles bezahlen, sich artig bedanken und demnach keineswegs als blindwütige Zerstörer auftreten. Ganz offensichtlich bemerkt er dabei nicht, in welche Widersprüche er sich dabei verwickelt. Wie schrieb er doch? »Besonders interessant waren uns die zerschossenen Gebäude gegenüber der Universität. Lüttich ist eine sehr schöne Stadt. Vom Krieg merkt man nichts.« Ob Mutter Elsbeth diese Ungereimtheiten aufgefallen sind? Sie ist erst einmal erleichtert, von ihm zu hören, noch dazu in offenbar aufgeräumter Stimmung.

Herford, den 18. September 1914!¹⁹

Mein lieber Junge!

Zwei Karten sind von Dir eingetroffen. Welch eine große Freude für uns! Schreib bitte so oft Du kannst und wenn nur ein Gruß auf der Karte steht bei großem Zeitmangel so sind

¹⁸ Raoul Zühlke (Hg.): Bildpropaganda im Ersten Weltkrieg, Hamburg 2000.

¹⁹ Elsbeth setzt hinter alle ihre Datierungen aus Kriegszeiten ein Ausrufezeichen. Da Briefe von ihr – u.a. ihre Brautbriefe –, die vor dem Krieg geschrieben wurden, diese Angewohnheit nicht aufweisen, scheint das ungewöhnliche Satzzeichen ihre persönliche Markierung der besonderen Zeiten.

wir damit gerne zufrieden. Unsere Gedanken verlassen Dich ja nicht bei Tag und bei Nacht. Einen Kopfwärmer habe ich bei Siepes²⁰ noch bekommen, den letzten. Ich wollte Dir eigentlich einen stricken, da Du aber jetzt schon danach verlangst, erfülle ich Deine Bitte. Ich füge auch das Katzenfell bei, trag es nachts, bei Tage kannst Du es in Deinem Mantel unterstecken; ebenfalls schicke ich Dir eine Unterjacke, eine etwas Abgetragene. In einigen Wochen tue ich es wieder, dann wirf diese einfach weg oder verschenke sie. Die Suppenwürfel kommen Dir hoffentlich gelegen, auch diese werde ich jeder Sendung beifügen; lass einiges für die eiserne Ration über, ebenfalls etwas Wurst.

Gestern war ich bei Weihes²¹ im Kränzchen. Gustav ist bei der Mindener Artillerie eingestellt, er kommt bald nach Munster auf den Truppenübungsplatz. Karl Theodor ist noch in Paderborn. Onkel Adolf mit Pechers Sohn warten seit Sonntag auf ihren Ausmarschbefehl. Am Mittwoch waren sie noch in Detmold, desgleichen Fröhlich und Hoppe.²² Vater und ich wollen Sonntag auf ein paar Stündchen hinfahren.

Die große Entscheidungsschlacht an der Marne ist noch immer nicht entschieden. Man wartet hier ungeduldig. Möge doch Gott unseren Truppen bald den Sieg verleihen, damit es bald Frieden gäbe. Das Wetter ist seit einigen Tagen schlecht. In der letzten Nacht hatten wir Sturm und Regen. Ob es in Frankreich ebenso schlecht ist?

Pastor Petersen hat sich durch seine französische Frau zu anti-deutschen Kundgebungen hinreißen lassen; so hat er z.B. die französische Flagge gehisst und in der Kirche für die Franzosen gebetet. Seine Stellung soll erschüttert sein. Nun mein Ernst. Gott mit Dir und unserem Land.

Sei geküßt von deiner treuen Mutter
Elsbeth Budde

20 Herforder Bekleidungsgeschäft.

21 Nachbarn.

22 Mitschüler von Gerhard Budde.

Was steckt hinter der Geschichte vom Pastor und seiner französischen Frau? Im Herforder Stadtarchiv sucht man vergeblich nach einem Pfarrer mit Namen Petersen. Dennoch schien er ja in der Familie kein Unbekannter. Des Rätsels Lösung bringt ein Blick nach Börßum, dem Geburtsort von Elsbeth Budde. Hier lebt ihr Bruder Georg Bötzel mit Familie und betreibt ein großes Gut, hier ist man häufig zu Besuch und verbringt dort auch viele Ferien. Dadurch und dank regen Briefverkehrs ist man über das Leben in der Kleinstadt im Harz immer bestens unterrichtet. Und man kennt natürlich die dortige Pastorenfamilie, das Bötelsche Anwesen liegt direkt hinter der Kirche. Der vor Kriegsausbruch äußerst beliebte Pfarrer Gustav Petersen war viele Jahre in Italien und Frankreich tätig gewesen, hatte dort die Französin Laure Eugénie Roger geheiratet und lebte mit ihr seit 1897 in Börßum. Das Paar hatte neun Kinder. Zwei ihrer Söhne, Harald und Alfred, genannt Fredy, fielen als Kriegsfreiwillige einer Braunschweiger Einheit im Juli bzw. August 1915. Seit Kriegsbeginn war die Familie, wie man in den Erinnerungen von Laure Eugénie in einer Ortschronik nachlesen kann, zahlreichen Anfeindungen ausgesetzt. »Allabendlich«, schreibt die Pfarrfrau, »zog eine Schar Burschen an unserem Hause auf und ab, schrien, schimpften und sangen. [...] Es war immer die Zeit, wo ich den kleinen Gustav-Adolf zu Bett brachte, da hörte man es gellend tönen: ›Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen ...‹ und dann ›heraus, heraus mit den Franzosen, die wollen wir schlachten!‹«²³ Bei der gehissten Fahne, so stellte Frau Petersen richtig, hätte es sich keineswegs um die Trikolore gehandelt, sondern um eine »alte mecklenburgische [Fahne] – dunkelblau, gelbrot«. Anonyme Briefe erreichten das Konsistorium, mit der Aufforderung, Pastor Petersen zu suspendieren.²⁴ Doch er blieb

23 Bernd von der Heide: Chronik von Bornum 1189-1989, Wolfenbüttel 1989, S. 159.

24 Wie langlebig solche Gerüchte sind, zeigt der Bericht einer Zeitung aus Salzgitter im Anschluss an eine Ausstellung in Wolfenbüttel im Jahr 2014. Auch hier wird fälschlicherweise vom Hissen der Trikolore der französischen Pfarrfrau berichtet. Anders als wir es Elsbeths Brief entnehmen, hatte Pfarrer Petersen laut der Chronik gerade nicht für die

in jeder Hinsicht standhaft, durchaus mit Rückenwind seiner Gemeinde. Später werden wir seiner Frau noch einmal begegnen.

Während Elsbeth Ernst auf dem Laufenden hält, wird dieser langsam ungeduldig. Zu wenig kriegerisch geht es nach seinem Geschmack noch zu.

Hirson, 18. September 1914²⁵

Liebe Eltern!

Außer der Karte möchte ich Euch noch einen ausführlichen Brief schreiben. Ich habe gerade einen Augenblick Zeit. Wir sitzen vor dem Essen hier im Hotel. Also wir wurden in Momignies, der belgischen Grenzstation, ausgeladen. Vorher bekamen wir noch ein sehr gutes Essen in dem dortigen Kloster. Beim Wegreiten regnete es. Es wurden die wunderlichsten Geschichten erzählt. Wir seien geschlagen und sie dringend zur Verstärkung nötig. Tatsache ist, daß die Bahnstrecke von Momignies bis Hirson zerstört ist. Nach einer halben Stunde ging es mit brausendem Hurrah über die französische Grenze. Um 10 Uhr kamen wir hier an. Wir wurden in einer sehr minderwertigen Scheune mit den Pferden einquartiert. Ich habe auf meinem Sattel sehr schlecht geschlafen, denn einen anderen Platz hatte ich nicht. Die Einwohner sind sehr freundlich, ich kann allmählich französisch. Die Verpflegung ist gut. Die Verwundeten erzählten, daß die Deutschen vor Delonds 100 Kilometer haben zurückgehen müssen; danach haben sie die Franzosen eingeschlossen und ungefähr 150.000 Gefangene gemacht. Ihr werdet das in den Zeitungen lesen. – Wir haben Hirson den folgenden Tag verlassen und sind nun in Lislet. Wir haben diesmal Glück gehabt mit der Einquartierung, sehr

Franzosen gebetet. »Mit versteinertem Gesicht mußte«, so schreibt Bernd von der Heide, »seine Frau mit anhören, wie er für einen Sieg der Deutschen über die französischen Waffen betete.« S. 157. Ob er vielleicht zuvor doch in das allgemeine Gebet für die Soldaten die Franzosen mit eingeschlossen hatte, ist nicht überliefert. Wie Laure Eugénie selbst schreibt, mied sie zu Kriegszeiten den Gottesdienst.

25 Briefpapier des »Hôtel de La Post«.

nette Leute. Gestern Abend 2 Hühner gegessen! In der Nacht Flöhe und Läuse gekriegt; juckt schrecklich. Es geht gleich von hier nach Reims. Heute ist Sonntag.

Herzlicher Gruß!

Ernst

Laon, 21. September 1914

Liebe Eltern!

Von Lislet sind wir mit umgehängtem Karabiner und vorausgeschickter Spitze geritten, weil in den Dörfern noch keine Etappentruppen liegen. Als wir in Laon ankamen, umkämpften 2 Flieger die Stadt. Der eine war ein französischer. Der Deutsche ging herunter. Darauf wurde ein mächtiges Feuer entfacht. Wir selbst saßen ab und schossen mit. Der Flieger warf eine Bombe, die nicht explodierte. Er entkam, ohne getroffen zu werden. Es geht gleich weiter.

Herzlicher Gruß!

Ernst

Feldpost, 22. September 1914²⁶

Liebe Eltern!

Gestern sind wir in dem belgischen Grenzort Momignies aufgebrochen. Und sind um 10 Uhr abends hier in Hirson angekommen. Es war ein interessanter Ritt in dauerndem Regen. Immerzu sausten Autos an uns vorbei. Die Bevölkerung ist in Frankreich sehr nett, ganz anders wie in Belgien. Heute haben wir der Pferde wegen einen Ruhetag. Aus Beförderungsrücksichten kann ich nicht mehr schreiben.

Herzlicher Gruß!

Ernst

26 Ansichtskarte von Hirson: Le Déversoir du Moulin.

Blérancourt, 22. September 1914

Liebe Eltern!

Heute sind wir beim Regiment eingetroffen, alte Adresse: 9. Armeekorps, 17. Division, 5. Schwadron. Ich habe keine Karte gehabt. Bin gar nicht im Bilde. Ich weiß, daß wir 120 km von Paris entfernt sind. Zwischen uns und Paris sind eingeschlossene Franzosen. Wir sollen einen Durchbruch verhindern. Wir sind heute in einem Dorf in der Nähe von La Fère abgeritten. Leider bin ich nicht zu Henneberg gekommen,²⁷ sondern zu Freiherr von Marschak. Also schickt bitte den Kopfschoner (Zigaretten regelmäßig schicken, jede Woche!).

Herzlicher Gruß!

Ernst

24. September 1914²⁸

Liebe Eltern!

Wir sitzen hier sehr gemütlich bei Büchsenfleisch und Bordeaux, 2 Vize-Wachtmeister; einer ist hier, den Mutter gebeten hat, mich zu bemuttern.²⁹ Mit uns haben 2 Fahnenjunker und ein Einjähriger ein Kasino aufgetan. Mein Eskadronoffizier ist Rittmeister Freiherr von Marschak. Augenblicklich führen wir ein Schlaraffenlandleben, 10 Kilometer hinter der Front. Wir hören nur den Kanonendonner. Major Dinge, Henneberg und von Estorff haben schon das Eiserne Kreuz. Heute Mittag habe ich Bohnen, Mohrrüben und Kartoffeln zum Kochen geklaut. Ich werde noch ein sehr guter Koch. Man kommt im Drecke um. Mein ganzer Körper ist von Wanzenstichen blutig. In einem Quartier habe ich auch Läuschen bekommen. Mein Magen wird sehr beansprucht. Mal bekomme ich einen Tag nichts zu essen, mal eß ich mich für 8 Tage satt, alles

27 Henneberg war der Schwager seines Veltheimer Lehrherrns.

28 Postkarte mit Motiv der Pariser Weltausstellung 1900, Abbildung des Pavillons der französischen Kolonien

29 Damit ist Leutnant Schede gemeint. Offenbar hatte Elsbeth einige der Kameraden von Ernst bei ihren Lüneburg-Besuchen kennengelernt und entsprechende Aufträge erteilt.

durcheinander. Ich erinnere mich in jeder Beziehung an die blau unterstrichenen Stellen in Leitzens: »Zwei Brüder in Frankreich«,³⁰

Herzlicher Gruß!

Ernst, Holle, von Weyhe, Schede

Blérancourt, den 27. September 1914

Liebe Eltern!

Ich habe 2 Tage nichts von mir hören lassen. Ihr habt Euch hoffentlich nicht geängstigt. Ich sitze hier noch immer in Blérancourt. Und sehe, wie sich der Krieg hinter der Front abspielt. Wir sollen einen Durchbruch der Franzosen verhüten; sie sind wahrscheinlich jetzt ganz eingeschlossen. Wenn dieser Brief zu Haus ankommt wird der Sieg zu unseren Gunsten sein. Vor einigen Tagen haben die Franzosen einen Vorstoß versucht. Wir hörten verstärkten Kanonendonner. Nachher (ich hatte gerade Wache) war Befehl gekommen, sofort auszurücken. Die Franzosen waren wieder zurückgewichen. Wir sollten eventuell versprengte Truppen gefangen nehmen. Wir ritten hinter einen Hügel und warteten auf die Menge, die da kommen sollte. Es war gegen 7 Uhr als wir da ankamen. Der ganze Ritt war wenig erquickend; überall kamen wir an Massengräbern vorbei. Am Wege lagen tote Pferde und die Eingeweide der geschlachteten Ochsen. Es stank entsetzlich. Es wurde 10 Uhr morgens; wir legten uns vor unsere Pferde auf den kalten Boden. Mit einem Mal hörten wir aus naher Entfernung Gefechtfeuer, zugleich sahen wir am Himmel mehrere weiße Wolkenklumpen und vor ihnen schwebte sehr hoch ein Flie-

30 Hierbei handelt es sich um ein Jugendbuch von Hans Leitzen: Zwei Brüder in Frankreich oder Lustge Braunschweiger sein wir, Braunschweig 1909, das während des Deutsch-französischen Krieges 1870/71 spielt und offenbar bei den beiden Budde-Brüdern zur gemeinsamen intensiven Lektüre gehörte. Die blau unterstrichenen Sätze befinden sich höchstwahrscheinlich im Kapitel »Ungeziefer«, dem der Autor launige acht Seiten widmete (S. 207-215): »Ich bitte jeden«, so beginnt er, »der etwas nervös ist oder sich leicht ekelt, besonders bitte ich alle meine Leserinnen dringend, dieses mißliche Kapitel zu überschlagen.«

ger. Man sah fortwährend vor und neben ihm weiße Wölkchen auftauchen. Es war ein französischer Flieger, auf den geschossen wurde. Schließlich entschwand das Flugzeug unseren Augen; ob es heruntergeholt ist, weiß ich nicht. Es wurde immer später und wir mussten warten. Zum Glück hatte ich ein fettes Kriegsbrot bei mir. Es ist mein Mittagessen gewesen. Erst um 5 Uhr wurde das Einrücken befohlen. Abends kochten wir uns ein großartiges Essen. Das Gemüse holten wir uns aus den Gärten heraus. Ich kann jetzt einfache Gemüsearten großartig zurechtmachen. Das Gemüse kochen wir uns mit dem eingefangenen Fleisch, denn eine Feldküche besitzt die Kavallerie nicht. Schade, dass es keine Butter oder Schmalz gibt; ich esse nur trocken Brot, aber Gott sei Dank, mein Magen hält es aus. Den meisten geht es sehr anders. Schlafen tue ich jetzt wenigstens in einem warmen Stalle, allerdings so dicht bei den Pferden, daß neulich Äpfel über mich gestreut wurden. Schickt bitte eine gute Taschenlampe. Überhaupt oft bitte kleine Pakete, mir fehlt so viel; vor allen Dingen auch feste Wurst. Und jede Woche wollene Hemden und Unterhosen. Wenn mal etwas nicht überkommt, bedauert es nicht.

Man ist gefragt worden, wer wirklich Fahnenjunker bleiben will. Ich habe nun mit noch einigen geredet, daß wir uns für einige Jahre verpflichten sollten. Es wird mein Einjährigenzeugnis verlangt. Mutter muß es von Lüneburg mitgebracht haben. Wenn ihr es nicht finden könnt, wäre es schlimm. Ich werde sofort auch nach Lüneburg schreiben, ob es dort liegen geblieben ist.

Mit den herzlichsten Grüßen
Ernst

Blérancourt, 28. September 1914

Liebe Eltern!

Es geht mir gut. In einer Stunde rücken wir weiter. Wohin – weiß ich nicht. Ich habe noch keine Nachricht von Euch bekommen. Es wird wohl auch noch länger dauern. Gestern sind Liebesgaben vom Roten Kreuz verteilt. Es bringt trotz der

Menge doch sehr wenig. Jeder eine Zigarre. Ich habe noch Briefpapier bekommen. Wir erfahren gar keine Neuigkeiten. Hoffentlich geht es im Osten gut.

Mit herzlichen Grüßen

Ernst

Blérancourt Le Grand, 29. September 1914

Liebe Eltern!

Von Blérancourt sind wir einige Kilometer geritten bis zu einem kleinen Dorfe; dort sind wir nachts geblieben. Wir haben ganz gut zu Abend gegessen. Ich bin mit von Weyhe zusammen in einer Schwadron. Wir beide haben ein Huhn und mehrere Kohlköpfe requiriert und sind damit umhergezogen, um jemanden zum Zubereiten zu finden. Schließlich redeten wir eine Frau an: Erst schlug sie es renitent ab, für uns zu kochen. Doch allmählich wurde sie durch unser freundliches aber bestimmtes Auftreten bezwungen. Ich setzte mich zu ihr in die Küche und unterhielt mich mit ihr so gut es ging, alle 5 Minuten stöhnte sie: »Quelle malheur pour la France.« Die ganze Bevölkerung ist sehr unzufrieden mit der Republik; sie wollen einen Napoleon III. und dabei glänzen ihre Augen. Die Bevölkerung ist schlimm dran. Sie ist vollkommen ausgesogen durch das Militär. In den verlassenen Gehöften sieht es wüst aus. Alles ist auf den Kopf gestellt. Im Garten sieht man die Feuer vom Abkochen; davor einen Tisch mit prachtvollem Tischtuch. Davor sitzen Soldaten auf Satteln und Küchenstühlen und essen und trinken.

Unsere Wirtin hatte das Essen sehr gut zubereitet. Das Huhn mit schöner Tomatensauce. Wir unterhielten uns mit ihr in dem »herrlichsten« Französisch. Sie selbst hat erst mitessen müssen, damit wir vor Vergiftung sicher waren. Die Nacht heute ist wieder sehr kalt und windig gewesen; aber merkwürdigerweise finde ich das alles zu ertragen. Am nächsten Morgen ging es wieder in die Richtung St. Quentin. Augenblicklich befinden wir uns 10 Kilometer von dort. Ich sitze wieder in einem Hause, wo die Leute uns nur bekocht haben.

Diesmal sind wir an einen sehr republikanisch gesinnten revisionistischen Kotzbrocken geraten. Er behauptet steif und fest, wir hätten Frankreich überfallen wollen. Es wäre ein alter Plan. »La France n'a pas voulu la guerre.« Ich muß leider Schluß machen. Zapfenstreich.

Herzlicher Gruß!

Ernst

Herford, den 30. September 1914!

Mein lieber, lieber Junge!

Heute Abend, am 30. September, kam Deine Karte mit der Adresse an. Morgen schicke ich gleich Sachen für Dich ab. Zwei Pakete sind schon für Dich unterwegs. Ich glaube aber nicht, daß sie Dich erreichen, weil die Adresse nicht genügend ist, z.T. gar falsch; denn ich habe sie an das 10. Armee-korps und die 20. Division gerichtet. Ich schicke wöchentlich für Dich Wäsche und etwas Grundvorrat ab; darauf verlaß Dich. Nach Lüneburg habe ich Deine Adresse auch schon geschickt, damit Du mit Schokolade versorgt wirst. Hoffentlich besorgt das Geschäft zu seinem eigenen Interesse die Versendung ganz gewissenhaft.

Bei uns geht alles seinen gewohnten Gang. Wenn wir Nachrichten von Dir bekommen, sind wir zufrieden und danken Gott dafür und bitten ihn, Dich zu erhalten. Vom Kriegsschauplatze hörte man die letzten Wochen weniger. Jetzt verlautet, daß Antwerpen bombardiert würde, desgleichen auch Verdun. Gott mag uns den Sieg verleihen, desto eher zieht doch wohl Frieden ins Land. Hans Fröhlich und Hoppe sind am Montag mit ihrer Truppe ausgezogen. Sie werden jetzt wohl in Belgien sein. Von hier ziehen morgen Truppen aus. Karl Heinrich Schönfeld³¹ kommt noch nicht an die Reihe.

31 Die Familie Schönfeld ist vor allem in den Briefen von Elsbeth sehr präsent. Der Textilfabrikant, Erbe einer der ersten Spinnereien in Herford, hatte nur wenige Schritte vom Buddeschen Haus entfernt, am neu erschlossenen Deichtorwall für sich und seine Familie zwischen 1874 und 1876 eine hochherrschaftliche Villa, umgeben von einem großzügigen

Von einem Ausmarsch verlautet in Lüneburg noch nichts. Die Geschäfte hier heben sich wieder, auch mit den Exportgeschäften soll es schon besser gehen als zu Anfang des Krieges. Vorige Woche war Käte hier. Heute vor einem Jahr führtet ihr zusammen in Weimar auf.³² Welch ein Unterschied zwischen damals und heute!

Die letzten Tage hatten wir Regen und Sturm. Das ganze Obst ist fast heruntergeweht. Mit meinem Muskochen wird es in diesem Jahr nichts. Ich schicke des Weiteren einen kleinen Beutel mit L'Amphor³³ gefüllt zum Vertreiben der Ungeziefer. Dann will ich sehen, daß ich Fenchelöl bekomme; davon einen Tropfen in die Wäsche soll auch das Ungeziefer vertreiben.

Im letzten Brief erzählte ich Dir von einer Heldentat eines Herforders. Ich will es Dir noch einmal berichten. Der jüngste Weddigen, Kommandant vom Unterseeboot 9, hat mit seiner 90 Mann starken Besatzung 3 englische Kreuzer nicht weit von der holländischen Küste zum Sinken gebracht. 60 Offiziere und 1.400 Mann sind dabei ums Leben gekommen. Otto Weddigen ist vom Kaiser das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen. Die übrige Mannschaft hat das Kreuz zweiter Klasse erhalten. Nun, mein lieber Ernst, für heute will ich schließen. Gott im Himmel behüte Dich!

Dieses ist der größte Wunsch und die ständige Bitte Deiner Mutter.

Park, erbauen lassen. Die Familie hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Karl Heinrich, der 1914 die Oberprima des Friedrichs-Gymnasiums besuchte, war ein Freund der Budde-Söhne. Mit dem »Not-Abitur« in der Tasche und dem Ziel, Offizier bei der Kavallerie zu werden, fuhr er nur wenige Tage später als Ernst auch nach Lüneburg zur Ausbildung. Dort traf er auch seinen Mitschüler Werner Vogel, der auch wiederholt in Elsbeths Briefen auftaucht, beide wohnten im Hotel »Schießgraben«. Elsbeth Budde und Mutter Schönfeld fuhren einige Male gemeinsam mit der Bahn nach Lüneburg, um die Söhne zu besuchen. Aufgrund eines Herzfehlers, der wenig später diagnostiziert wurde, erfolgte Schönfelds Entlassung, ehe er später dann doch an die Front kam. In den ersten Kriegsjahren studierte er Jura in Göttingen.

32 Elsbeth bezieht sich hier auf eine Theaterposse, die Ernst mit seiner Cousine Käte zusammen aufgeführt hatte.

33 Kräuterduftsammlung, die Ungeziefer vertreiben sollte.

Nicht nur die Herforder Presse überschlug sich vor Begeisterung über die Heldentat des Sohnes der Stadt. Otto Weddigen, 1882 als jüngstes von elf Kindern in eine Herforder Webereibesitzerfamilie hineingeboren, war als U-Boot-Kommandant ein bürgerlicher Hoffnungsträger. Anders als andere traditionsreiche Waffengattungen, bei denen vor allem Söhne des Adels Karriere machten, galt die Marine als Einfallstor für Aufstiegschancen auch für Bürgersöhne. Immerhin rekrutierten sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehr als zwei Drittel aus dem Bürgertum.³⁴ Ähnlich wie Ernsts verlief Weddigens Schullaufbahn auf dem Herforder neuhumanistischen Gymnasium mit zwei Ehrenrunden eher unrühmlich. Umso mehr drängte es den Unternehmersohn, sein Können im Krieg unter Beweis zu stellen. Am frühen Morgen des 22. September versenkte das U-Boot U9 unter Weddigens Kommando nordwestlich von Hoeck van Holland die drei britischen Panzerkreuzer Aboukir, Hogue und Cressy. Die Zahl der Opfer, die Elsbeth nennt, hatte sie korrekt aus den offiziellen Nachrichten abgeschrieben, immerhin konnten aber auch 837 englische Marinesoldaten gerettet werden. Dieser Erfolg der Marine gerade gegen die Seemacht England stärkte nach Wochen ausbleibender Erfolge die Siegeszuversicht wieder beträchtlich. Am 18. März starb Weddigen beim Untergang der U29.

Weiß Elsbeth nicht, was sie mit ihrer gleich doppelt erzählten Heldengeschichte – der erste Brief scheint verloren – und ihrer unverhohlenen Bewunderung für den Marinesoldaten bei ihrem Ältesten auslöst? Ahnt sie nicht, dass er selbst darauf brennt, über Mutproben berichten zu können, die die Eltern stolz weitergeben können? Wie wichtig es ihm ist, spricht aus einer wiederholt bemühten Wendung, die die Kürze seiner Berichte rechtfertigen soll: »Das weitere könnt ihr in der Zeitung nachlesen«. Er ist, das ist ihm wichtig, bei entscheidenden Ereignissen, Zäsuren und Wendepunkten des Krieges mit dabei

34 René Schilling: »Kriegshelden«. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn 2002, S. 40ff.

und überdies immer ganz vorneweg. Ob Mutter Elsbeth dies behagt, lässt sich bezweifeln. Sie betäubt ihre Angst, unterstützt durch Sohn Gerhard, durch emsiges Packen.

Herford, den 30. September 1914!

Mein lieber Ernst!

Deine Karte vom 21. des Monats aus Laon geschrieben erhielten wir am 28. September. Es ist für uns alle solche Beruhigung, wenn wir von Dir hören. Gott behüte Dich im Feindesland! Onkel Ernst müssen wir immer über Deine Nachrichten Kenntnis geben, er hat dringend darum gebeten. Er hat sich auch in Lüneburg nach Deiner aktuellen Adresse erkundigt. Man nimmt dort an, daß Euer Nachschub zum activen Regiment kommt, also zur IX. Armee. Träfe das zu, dann würden Dich die beiden Pakete, die wir mit großer Liebe und Sorgfalt für Dich abgeschickt haben, nicht erreichen. Das macht mich sehr traurig, denn nach dem Inhalt wirst Du schmachten. Schokoladensendungen hast Du gewiß auch noch nicht erhalten. Ich werde heute noch der Abelschen Schokoladenverkäuferin schreiben.

Uns geht es gut. Du fehlst uns. Benutze die angelegte Karte zur Nennung Deines Stützpunkts. Wir wissen dann, ob Deine Adresse richtig ist.

Herzliche Grüße von allen. Gottes Segen sei mit Dir.

Deine treue Mutter Elsbeth Budde

Herford, den 1. Oktober 1914

Lieber Ernst!

Heute haben wir 3 Pakete fertig gemacht an Dich. Ich danke Dir für die Karten aus Namur. Sie haben uns viel Freude bereitet. Sonnabend bekommen wir Ferien und heute haben wir einen Klassenaufsatz geschrieben. Gestern sind die Divisionen abgerückt. Hans Fröhlich hat zuletzt aus Köln geschrieben. Ich habe Dir meine alte Uhrdose mit hereingelegt. Du kannst sie aufbewahren und da die Liebigwürfel immer hineintun, die

Dir Mutter jede Woche schicken will.³⁵ Zigaretten sollst Du auch immer haben. Jetzt wirst Du auch von Abels Schokolade aus Lüneburg jede zweite Woche ein Paket bekommen. Deine neue Adresse schreiben wir gleich an Onkel Ernst, der das ja gerne will. Die jungen Leute von 16 bis 20 Jahren müssen hier und in ganz Westfalen in einer Jungmannschaft mitmachen, die 2-mal in der Woche übt. Augenblicklich machen wir Geländeübungen.

Dir wünsche ich Heil und Sieg!
Gerhard

Detmold, den 3. Oktober 1914

Lieber Ernst!

Käte und Marthchen und ich senden Dir die herzlichsten Grüße und Segenswünsche. Durch Gerhard hören wir, daß Du schon zu Anfang solche Strapazen durchmachen mußt. Wenn nur das schlechte Wetter nicht anhält, damit Du gesund bleibst. Seit 2½ Wochen ist Onkel Adolf nun auch fort. Er steht in Belgien. Die Landsturm-bataillone werden so leicht nicht ins Gefecht kommen, aber diese schrecklichen Franktireurs³⁶ lassen mich keinen Augenblick ruhig sein. Gott schütze und behüte Euch beide und laß den Krieg bald siegreich für uns enden!

In treuer Liebe
Deine Tante Martha

35 »Liebig's Fleischextrakt« wurde 1853 von dem Chemiker Justus von Liebig ursprünglich als stärkende Krankenkost erfunden. Es sollte seiner Idee nach vor allem den ärmeren Bevölkerungsschichten zugute kommen. Da der hochkonzentrierte Extrakt aus Rindfleisch dafür zu teuer war, nahm man es für die gehobene Küche zur Anreicherung und Würzung von Suppen und Saucen. Während der beiden Weltkriege war es ein beliebtes Lebensmittel zur Truppenverpflegung. Die bis heute erhältlichen kleinen weißen Porzellandöschen waren leicht zu transportieren, hatten eine lange Haltbarkeitszeit und konnten die Mahlzeiten der Soldaten schmack- und nahrhafter machen.

36 Damit sind Partisanen gemeint, auch Mutter Elsbeth warnt wenig später vor ihnen. Offensichtlich waren sie Thema der Presse.

Herford, den 3. Oktober 1914!

Mein lieber, lieber Junge!

Seit Du am 22. September uns Deine Adresse mitgeteilt hast, kam keine Nachricht von Dir. Wir hoffen stark, daß bald durch einen Kartengruß unsere Beunruhigung vertrieben wird. Vom 5. bis 11. Oktober will die Post versuchsweise Ein-Pfund-Pakete ins Feld befördern. Ich lasse diese Gelegenheit nicht unbenutzt und suche Verschiedenes für Dich aus.

Heute ist es furchtbar kalt. Hoffentlich habt ihr dort angenehmeres Wetter. Ihr Draußen Stehenden solltet mir sonst furchtbar leidtun. Pastor Niemann wird Dir wöchentlich den »Gemeindeboten« schicken; erlaubt es Deine Zeit, dann schick ihm dafür mal einen Dankesgruß. Heute gab es Ferien, Gerhards Zeugnis ist zeitgemäß. Ich hatte es nicht so gut erwartet. Die Lehrer haben in dieser Kriegszeit besser zensiert. Vater hat es heute recht sauer. Er hat sich gestern an das Generalkommando in Minden gewandt wegen Freigabe von Benzin.

Gott behüte Dich mein Kind!

Deine Mutter Elsbeth Budde

Schreiben über das Wetter, die Wochenlektüre des »Gemeindeboten« und die mütterliche Weisung, sich immer artig zu bedanken: Impressionen des altbekannten Familienalltags für den fernen Sohn. Doch der Brief von Bruder Gerhard und die Zeilen von Mutter Elsbeth machen auch deutlich, wie der Krieg zunehmend seine Spuren im Alltag an der Heimatfront hinterlässt. Zwar muss die Arztfamilie in der Kleinstadt, von großzügigen Verwandten und dankbaren Patienten auf dem Land mitversorgt, anders als viele Familien im Krieg, keinen Hunger leiden.³⁷ Doch den Haushalt zu besorgen und gleichzeitig die Wünsche des Sohnes im Feld zu erfüllen, kostet Kraft und

37 Einschlägig für das Leben an der Heimatfront während des Ersten Weltkriegs noch immer: Ute Daniel: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989. S. auch Sven Felix Kellerhoff: Heimatfront. Der Untergang der heilen Welt. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Köln 2014.



Abb. 12: Tante Martha mit Käte auf dem Arm, um 1897